



Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung.

Nr. 31.

Wiesbaden, den 30. April 1916.

5. Jahrgang.

Inhaltsangabe:

„Ein Frühlingsspaziergang.“ von E. v. Adelong. — „Nach zwanzig Jahren.“ von Holde Kurz. — „Sienkiewicz.“ von J. Fall. — „Der Burgstopp und das Bierfaß.“ von G. Lebach. — „Weitere Ede.“

Zum Geleite.

Nichts Edles kann geschehen, kein hohes Wert vollführt, kein Bund geschlossen werden und bewahrt, als auf dem geweihten Boden des Idealen.
Franz Eist.

Ein Frühlingsspaziergang.

Von Sophie von Adelong.

Gibt es etwas Schöneres als einen Frühlingsspaziergang in unseren heimischen Wäldern? Der Frühling ist schon in Tausenden von Liedern, Gedichten und Aufsätzen gepriesen worden — er selbst aber ist immer neu, überraschend; seine Beschreibungen und Beschreiber sind alt geworden; er ist ewig jung. Aber man muß selber sehr jung sein oder alt, wenigstens reif und aufgeklärt, um ihn ganz zu genießen. Den Kämpfenden, den Traurigen tut er weh. Den Schwachen schneidet es in die Seele, wenn draußen Kraftstrotzendes Leben seinen Einzug hält, es ist eine wilde Gärung in dem Werdeprozeß der Natur, die heiße Sehnsucht weckt, und ihre Schönheit vermag die Seele in tiefe Schwermut zu versenken. Die Schlaflosen leiden im Frühling mehr als sonst, jedes Siedtum wird gesteigert, und während draußen die jugendgrünen Blätter sprossen, sinkt am Menschheitsbaum manch welkes Blatt zu Boden.

Man muß gesund sein, geistig und leiblich wohl, um die ganze „Süßigkeit“ des Lebens an einem Frühlingstage zu genießen. Dann ist es so wonnig, daß man sich wie neugeboren vorkommt. Es braucht dazu auch gar keiner Reise, ja, nicht einmal eines Ausflugs; daheim, im altbekannten Wald, in dem wir so oft gewandert sind, daß wir meinen, einen jeden Baum zu kennen, feiert die Natur ihr Auferstehungsfest so groß und hehr, daß es nirgends schöner sein könnte. Da ist zuerst das junge Buchengrün. Wie soll ich es beschreiben? Malen kann man es schon gar nicht; oder ist dieser blasse Spinat der modernen Maler wirklich das unbeschreiblich zarte, durchsichtige, lebendige Buchengrün? Warum wagen sie sich daran, statt abzuwarten, bis es in goldener, braunroter und kupferfarbener Glorie prangt? Das Frühlingsbuchengrün hat weder Schatten noch Lichter, sein Grün ist wie das Himmelsblau, auch gleichsam nicht stofflich; es spannt sich von Baum zu Baum, bis in die weiteste Ferne, und bleibt sich immer gleich. Und das wollt ihr malen? Dann holt euch nur gleich zuvor die richtige Tube aus des Herrgotts Malkasten — denn

die gibt's doch nicht auf Erden! Jetzt schau eines nur die Tannen! Sie finden selber, daß sie gar zu ernst und feierlich inmitten all dieser überquellenden Jugendlichkeit dastehen, darum haben sie sich zierliche, blaßgrüne Quästchen angehängt, eines an jede Astspitze, an jedes Astspitzchen, die leuchten nun weithin durch den Wald. Drunten aber, am Boden, haben sich tausend Blumenaugen aufgetan; die Anemonen, die so oft die Beute blumengieriger Kinderhände sind, sollten gar nicht gepflückt werden: sie gehören so innig zum Walde, daß sie, fern von ihm, alsbald sterben. Eine abgepflückte Anemone ist nur der traurige, blasse Schatten einer Blume: den Waldesboden macht sie zu einem Sternenhimmel im Kleinen. So ein Strauß Primeln, ja, das ist etwas anderes: die stehen freudig aufrecht und erfreuen noch zu Hause mit ihrem feinen, sanften Duft. Wie schön ist doch eine solche Primel gebaut! der schlanke feste Stengel, das sadengrüne Blumenstielchen, das angenehme Gelb der Blume mit ihrem braunroten Kränzlein und die tiefgrüne Blütenröhre! Man streitet heutzutage so viel darüber, ob es Wunder gibt oder nicht: ich meine teils verwerfe die einzelnen Wundergeschichten, weil die ganze Welt voll Wunder ist — und so eine Primel ist auch ein Wunder. —

Man sagt, das Waldveilchen stehe weit hinter dem Wiesendeilchen mit dem starken Duft nach frischer Erde zurück. Aber erstens hat es Duft; alle Dinge im Walde duften; nur unsere Nasen sind oft zu dick, als daß sie es bemerken; und dann die Farbe, das Leuchten des Blau, die feine dunkle Zeichnung auf dem blauen Grunde! Doch es gilt für eine weibliche Schwäche, sich lange über die Schönheit der Blumen aufzuhalten und wir wollen ja nicht mehr für „schwach“ gelten, wir Frauen „von heute“ . . .

All diese Pracht ist aber weder stumm noch still. Wer kennt sie nicht, die Musikfeste im Walde, die nicht nur alle drei Jahre, sondern jedes Jahr gefeiert werden? Freier Eintritt für jedermann, der Ohren hat und sie zu

gebrauchen weit, Schläge genug, und Erfrischungen in Gestalt von lindem April- und Mairegen. Den Hauptbestandteil des Orchesters bilden die verschiedenen Meisenarten mit ihrem zarten Pizzikato, dem Gezirp und Gezwitscher, und der alte Freund sinkt. Horch! Das ist die Drossel! Wie klar sie flötet; du erkennst sie sofort daran, daß sie stets ganz bestimmte, einzelne Sätze pfeift und diese zwei—dreimal wiederholt. Uner schöpflisch sind dabei ihre Variationen — und eine Drossel wird nicht leicht müde. Hahaha! Das leise, heisere Lachen kenne ich, das ist der Specht, und nun erkönt auch sein Hämmern am fernem Baum. Lachst du mich aus, Waldgefell, „weil ich so törricht und glücklich bin?“ und für heute wieder ganz jung? Sei ruhig, ich weiß nur allzu gut, daß die trübten Tage wiederkehren müssen, und mit ihnen Arbeit und Sorgen; du brauchst mich nicht daran zu erinnern. Heute bin ich in meinem Kindheitsparadies: daraus sollst du mich nicht vertreiben.

Immer lauter wird das Vogelkonzert, und dazu brummen und surren die gemüthlichen, drolligen Hummeln, die sich in den Kelchen der Blumen herumwälzen, die Käfer und Fliegen. Kud-kud! Kud-kud! Da bist ja auch du, alter Freund, als wüßtest du, daß es ohne dich keinen Frühling gibt. Was soll ich? Fragen, wie lange ich noch zu leben habe? Nein, mein Freund, wenn man nicht mehr jung ist, nimmt man jeden Tag aus Gottes Hand und fragt nicht mehr nach der Zukunft. Auch die Vergangenheit läßt man ruhen: es genügt der Tag und seine Plage, aber auch seine Lust. Das ist die ernsteste, aber vielleicht auch die schönste Lebenszeit: man schafft, solange wie solch ein grün-goldener Frühlingstag. Aber auch dieser geht endlich zu Ende: sieh, wie breit die Schatten schon sind, wie grau und fahl die fernen Bergzüge! Der Wald ist plötzlich still geworden. Nun ziehen auch wir heim, ein Waldsträußlein in der Hand, Buchenlaub auf dem Hut. Nein, diese goldgrüne Säulenhalle heute, sie ist nicht derselbe Wald, den ich so oft im Winter durchschritten habe, es wird auch nicht mehr derselbe Wald sein, wenn ich in ein paar Wochen wiederkomme: „Frühling ist ein hohes Fest,“ das nur einmal im Jahr erscheint.



Nach 20 Jahren.

Von Isolda Kura.

Großmutter, die eisernen Monde lang,
O sag, wie habt ihr's getraen,
Daß euch das Herz nicht vor Leid versprang
In den Aengsten, den Plagen?

„Wohl ging in der eisernen Monde Lauf
Täglich das Herz uns in Stide.
Doch täglich stieg es zum Himmel auf
Im Stolz und im Glide.“

Doch die Feinde wuchsen wie Meeresschwall...
„Wir blickten auf Deutschlands Eichen.
Wem konnte bei solchem Heldenwall
Die Wangen erbleichen?“

Euer Brot ward schwarz, euer Brot ward karg —
„Wir waren zu lüppig gewesen.
Ein Fasttag kam, der die Sübne barg.
Der ließ uns genesen.“

Großmutter, die „Emden“, was war's mit der?
Ist es wahr, daß durch Feindes Mitten
Sie siegreich lagte von Meer zu Meer,
Ein Schrecken der Briten?

„O Kind, wie machst du das Herz mir jung,
Wenn du fragst nach den alorreichen Zeiten!
Mich dünkt, es muß die Erinnerung
Noch ins Graß mich begleiten!“

Doch es kam der Tag, wo auch Leid umflin
Und die Tränen Deutschlands rannen,
Als der sübne Beddigen unterging
Mit seinen Mannen....

„Wir harrten und sprachen: Es kann nicht sein,
Der siel dem Tod nicht zur Beute!
Und sieh, nun lebt er im Jugendschein
Mit euch Jungen von heute.“

Großmutter, doch brach nicht dein Herz vor Gram,
Als die Sieger nun heimwärts fuhren,
Und dein Hans, dein Jüngster, nicht wiederkam
Aus dem Feld von Masuren?

„Mit Hindenburg in der Winterschlacht
Verbrach er die russischen Gorden,
Das schöne Land, das er frei gemacht,
Ist sein Bette geworden.“

Ein Saattorn, ein heiliges, war auch er
Für den Ernteseigen der Seimen.
O Deutschland, jungwoaendes Nebenmeer!
Fest kann ich weinen!“



Heinrich von Sienkiewicz.

Von Jan Falk.

Heinrich von Sienkiewicz feiert am 4. Mai seinen siebenzigsten Geburtstag. Er gehört zu den wenigen polnischen Dichtern, — unter den Zeitgenössischen ist er wohl der einzige, — der Weltruf erlangt hat. Das liegt in gewissem Grade im Charakter seines Schaffens begründet. Die an hervorragenden Talenten reiche polnische Literatur ist sowohl was ihre schöpferischen Impulse, wie ihre dichterische Gestaltung anbelangt, fast durchweg so bodenständig, so unlösbar verbunden mit den tiefinnersten Erlebnissen der Nationalseele, daß sie sich außerhalb ihrer polnischen Heimat schwer einen Weg bahnen kann. Die besonderen Daseinsbedingungen und vor allem die politischen Geschehnisse des Polentums haben dazu beigetragen, daß in der polnischen Literatur eine gewisse Ueberfülle von nationalen Elementen entstanden ist auf Kosten der allgemeinen menschlichen. So ist auch die Tatsache zu erklären, daß die drei großen polnischen Romantiker Mickiewicz, Slowacki und Krasinski, wie auch die bedeutenden Dichter des jungen Polens, wie Wyspianski, Kasprowiez, Reymont und andere dem europäischen Publikum so fremd geblieben sind.

Sienkiewicz gehört in dieser Beziehung zu den Ausnahmeerscheinungen. Ein ruhiger, abgeklärter Künstler, ein episches Talent von plastischer Kraft, ohne jene himmelfürmenden Linien, ohne die Lyrik einer an der Nation nagenden Sehnsucht, — welches ja die wesentlichen Züge der polnischen Dichterkünste sind, — verträumt in die Romantik einer fernem Vergangenheit, doch vor allem ein ausgezeichnete Schriftsteller voll Geschmaack, ein Meister des künstlerischen Aufbaues, besitzt er dennoch trotz seines hervorragend polnischen Charakters eine ganze Menge sozusagen neutraler Kräfte, denen er gerade seine Beliebtheit in Europa verdankt.

Heinrich v. Sienkiewicz wurde am 4. Mai 1846 in Wola-Okrzejska (Gouvernement Radom) in Russischpolen geboren. Er entstammt einer alten polnischen Adelsfamilie. Sein Großvater Joseph v. Sienkiewicz war Artillerie-Oberst in den polnischen Legionen Napoleons I. Nach Beendigung seiner Studien an der Warschauer Universität schrieb er anfangs kritische Aufsätze für Warschauer Zeitungen. Im Jahre 1870 erschien seine erste Novelle „Amsonst“, eine Skizze aus dem polnischen Studentenleben. Zwei Jahre später gab er eine Reihe weiterer Novellen heraus, von denen die besten „Der alte Diener“, „Selim Mirza“, „Hania“ und „Dorfgeschichten“ sind. In diesen Novellen spricht sich ein frisches, originelles, zu den küh-

sten Hoffnungen berechtigendes Talent aus. Von 1876 bis 1886 machte er lange Reisen durch Europa und Amerika und schrieb seine Eindrücke in Briefen an Zeitungen nieder, welche er dann gesammelt als Buch unter dem Titel „Briefe aus Amerika“ herausgab. Eine hervorragende Beobachtungsgabe, ein klarer, schöner Stil, eine fesselnde Gestaltung bilden die Hauptvorzüge schon seiner ersten Werke. Nach seiner Rückkehr in die Heimat veröffentlichte er wieder eine Reihe Novellen, wie „Janko der Musikant“, „Bartel der Sieger“ usw. Es sind Genrebilder in volkstümlicher Färbung. Besonders „Bartel der Sieger“ hatte einen großen Erfolg und wurde in fast alle europäischen Sprachen übersetzt. Im Jahre 1884 wendet sich Sienkiewicz der ferneren historischen Vergangenheit seiner Nation zu und beginnt sein großes, ausgezeichnetes Ritterepos, das Meisterstück seines Schaffens, — die Romantrilogie: „Mit Feuer und Schwert“, „Sintflut“ und „Pan Wolodyjowski“, — welche die Kämpfe mit den Kosaken und Schweden im 17. Jahrhundert zum Gegenstand hat. Ein großzügig angelegtes Werk, in welchem sich das in der Romantik der historischen Vergangenheit schwebende Talent Sienkiewicz's in seiner ganzen Fülle offenbart. Es ist in seiner herrlichen, mustergiltigen altpolnischen Sprache geschrieben; lebendig, farbig, von ungewöhnlicher Frische und sprühendem Humor. Der Aufbau des Ganzen ist geradezu vollendet, die Fabel überaus fesselnd. Diese Trilogie ist zu einer Art Bibel für eine ganze Reihe von Generationen der heranwachsenden polnischen Jugend geworden.

Sienkiewicz als Sozialmoralist und Verfasser von bürgerlichen Romanen, denen er sich in den neunziger Jahren zuwandte, hat in seiner Heimat nicht mehr jene ungeteilte Anerkennung gefunden, welche man dem Novellisten und Romantiker der Vergangenheit entgegen gebracht hatte. Die ausgesprochen konservativen Anschauungen, welche er in diesen Romanen vertritt, stimmten das ganze Jungpolen gegen ihn. Im Jahre 1890 veröffentlichte er seinen psychologischen Roman „Ohne Dogma“, ein in autobiographischer Form gehaltenes Werk im Stile Bourget's. Es behandelt die Seelentragödie eines gebildeten Polen, eines überempfindlichen, zu inneren Qualen verdamnten Menschen ohne festen Willen und ohne gesunde soziale Ideale. Vom reinliterarischen Standpunkte aus betrachtet, ein zweifellos wertvolles Werk. Viel schwächer ist der ausgesprochene Tendenzroman „Die Familie Polanicki“. Seine Kunst verwässert sich hier zu einer schalen Apologie des Durchschnittsbürgertums.

Im Jahre 1891 ging Sienkiewicz wieder auf Reisen und zwar nach Afrika, er besuchte Ägypten, Sansibar und Zentralafrika. Die Eindrücke von diesen Reisen schildert er in seinen „Briefen aus Afrika“. Im Jahre 1895 erschien sein Roman „Quo vadis“, sein populärstes Werk und zugleich auch das Werk, welches seinen Weltruhm begründete. Dieser Roman gilt — und nicht mit Unrecht — neben seiner Trilogie für das charakteristischste und hervorragendste Werk seines Schaffens. Seine späteren Romane „Die Kreuzritter“, „Auf dem Felde der Ehre“, „Strudel“ usw. erreichen die Höhe der früheren Werke nicht mehr.

Anlässlich seines 25jährigen Schriftstellerjubiläums schenkten ihm die Polen im Namen der ganzen polnischen Nation das wunderschön gelegene Rittergut Oblengorek (Gouvernement Kielze), wo er sich auch in den letzten Jahren meistens aufhalten hat. Im Jahre 1906 erhielt er den Nobelpreis für Literatur.

In seiner politischen Ueberzeugung ist Sienkiewicz Befürworter einer ausgesprochenen konservativen Ideologie. Da er auch heute noch zu den populärsten Persönlichkeiten Polens gehört, bedienten sich die polnischen nationalen und konservativen Parteien oft seines Namens und Einflusses auf die Menge, um ihre politischen Zwecke zu erreichen.

Der Krieg überraschte ihn in seiner neuen Residenz Oblengorek. Es war ihm vorbehalten, einen für einen Polen wohl unvergesslichen Augenblick zu erleben: sein Gut wurde von einer Abteilung polnischer Legionäre besetzt,

welche unter österreichischen Oberbefehl gegen die Russen kämpften. Er blieb jedoch nicht mehr lang in Polen; bald nach Kriegsausbruch begab er sich nach der Schweiz, wo er sich auch heute noch aufhält als Vorsitzender eines Wohltätigkeitsausschusses, welcher sich der Linderung der Not unter seinen durch den Krieg so schwer heimgesuchten Landsleuten widmet.



Der Wurzelsepp u. das Bierfaßl.

Kriegsskizze von Georg Lebach, Wiesbaden.

„Vom Urlaub zurück, Herr Oberleutnant!“

Joseph Wurzelhuber, genannt der Wurzel-Sepp, schlug die Haken zusammen, daß es krachte, und sah seinen Oberleutnant und Kompagnieführer aus fröhlichen Augen an.

„So, so, der Wurzelhuber, is' scho' recht,“ antwortete dieser. „Wo bist' denn gew'esen, Wurzelhuber?“

„Dahoam, Herr Oberleutnant.“

„Da schau einer den Cepp, den damischen, dahoam is' er gewesen und bringt nôt amal a floans Faßl Bier mit!“ Fassungslos starrte Sepp seinen Oberleutnant an.

„Ganz gewiß,“ stammelte er, „s nächste Mal bring i a Faßl Bier mit.“

Es sollte gar nicht lange dauern. Bei einem nächtlichen Sturmangriff wurde Sepp verwundet. Er kam ins Lazarett, und als er genesen war, durfte er auf Erholungsurlaub in die Heimat fahren.

Sein erster Gang war zum Griesinger-Wirt, der das beste Bier ausshenkte. Nachdem er den Reisesaub mit einer vollen Maß heruntergespült hatte, trug er sein Anliegen vor.

„Woast, Griesinger,“ sagte er, „wann i' in acht Täg wieder furt muß, will i' für den Herrn Oberleutnant Fischer an Achtel, so a floans Faßl Bier mitnehmen.“

„Wurzel-Sepp, dös is' g'scheit! Dös Faßl will i' gern stüßen, wann du 's nur hinbringen tuß.“

„Da darfst di auf mi verlassen.“

Alle Vorbereitungen wurden getroffen. Sepp befestigte zwei scharfe Haken an einem breiten Riemen, womit er das Faßl tragen wollte. Vorsichtshalber beklebte er es mit einem großen Zettel, auf den er mit ungelenteten, aber deutlich lesbaren Buchstaben für alle Fälle, man kann ja nie wissen, geschrieben hatte:

An den Herrn Oberleutnant Fischer, . . . Kompagnie, . . . tes bayrisches Infanterie-Regiment.

Zu Anfang ging alles gut. Der Wirt fuhr ihn selbst mit seinem Einspanner zum Bahnhof und bis München verließ die Reise ohne Zwischenfall. Dort stand ein endloslanger Urlaubszug bereit. Sepp suchte sich ein leeres Abteil aus, stellte sein Faßl in eine Ecke und suchte es mit seinen Beinen vor den zudringlichen Blicken der einsteigenden Soldaten zu schützen. Doch dies gelang ihm nicht.

„Da schau her, Schorschl,“ rief ein Artillerist seinem Kameraden zu, „da is' oaner, der hat a ganzes Faßl Bier mit, da steig'n ma eint, dös wird a feuchte Fahrt werd'n.“

Und schon wollten sich beide an dem Faßl zu schaffen machen. Da fuhr sie aber der Sepp schön an:

„Dös gibl's sei nôt! Sieagl's denn nôt, ös Malefir-Bumser, daß dös Faßl für den Herrn Oberleutnant Fischer is?“

„Reiß halt dei Maul nôt glei so weit auf, Dreststamper, ölendiger,“ rief der eine Artillerist.

Doch dann beruhigten sie sich, als sie an der Adresse sahen, daß die Sache ihre Richtigkeit hatte.

Der Schorschl zog ein Spiel Karten aus seiner Tasche.

„Gell, Franzl, wann ma scho nôt trinken sollen aus dem Faßl, dem miserablichen, so werd'n ma doch wohl an Tarod drauf spülen derfen.“

Da hatte Sepp nichts gegen einzuwenden, er erbot sich sogar mitzuspielen. So spielten sie Stunde um Stunde. Die Zeit verging ihnen wie im Fluge. Sie hörten auch des Nachts nicht auf und verwundert schauten sie sich an, als der Zug in die letzte Etappenstation einlief. Die beiden Artilleristen verstanden nicht nur mit ihren Kanonen zu schießen, sie konnten auch ganz vorzüglich Tarock spielen. Als der Sepp sich den Schaden besah, hatte er ein schönes Stück Geld verloren. Als letzter stieg er mit seinem Faßl aus.

Was nun? Die Eisenbahn ging nicht weiter und bis zu seinem Regiment war es noch eine große Strecke Wegs. Doch er hatte Glück. Ein gutmütiger Fahrer nahm ihn auf seinem Proviantwagen mit.

So kam er allmählich seinem Ziel näher. Nach einer Stunde aber hielt der Wagen, und es gab keine andere Möglichkeit mehr, als das Faßl zu Fuß an Ort und Stelle zu tragen.

Kaum hundert Schritte war er gegangen, da mußte er keuchend halt machen. Er nahm den Helm ab, der die Schweiß stand ihm auf der Stirn. Es war doch schwerer, als er geglaubt hatte. Er ermannte sich wieder und schleppte das Faßl weiter, dann nach einer kleinen Pause wieder und so immer fort. Bald hatte er keinen trockenen Faden mehr am Leibe. Ein quälender Durst plagte ihn, seine Feldflasche war schon längst geleert.

„Dös gist mi gar so sehr, daß i schier verdursten muß, wo i doch a voll's Faßl bei mir hab,“ sagte er zu sich und schielte begehrlisch nach dem Stöpsel. Es wäre ihm ein Leichtes gewesen, ihn zu lösen und sich an dem braunen Naß satt zu trinken. Doch was hätte dann der Oberleutnant gesagt? Nie und nimmer würde er das tun.

Mit dem Mute der Verzweiflung nahm er seine Bürde wieder auf. Es konnte ja nun nicht mehr weit sein.

Päng! Päng! Sst! Sst! Plötzlich pffsen ein paar Kugeln dicht an seinem Kopf vorbei. Doch was ist das? War der Teufel in sein Faßl gefahren? Es slog ihm direkt unter dem Arm weg und kollerte den Abhang hinab.

Mit ein paar Sprüngen hatte er es eingeholt. Da sah er die Bescherung.

Eine Spitzkugel war durch das Faßl hindurchgegangen und zu beiden Seiten lief ein feiner Strahl heraus.

Aber Sepp wußte Rat. Er stellte das Faßl schräg, nun lief es nur noch auf einer Seite. Dann stieß er seinen Helm mit der Spitze so in die weiche Erde, daß das Bier von ihm, als einen provisorischen Maßkrug aufgefangen wurde.

Mit Gras und etwas zusammengesuchtem Stroh verstopfte er zuerst das eine Loch. Er beeilte sich dabei aber nicht allzu sehr, und als endlich der ganze Schaden repariert war, war auch sein Helm bis zum Rande gefüllt.

Jetzt konnte er mit gutem Gewissen seinen Durst löschen. Sakral! So gut hatte es ihm noch nie im Leben geschmeckt. Er wuschte sich den Mund und machte einen Blickling nach dem andern in der Richtung nach den Franzosen hin.

„I dank' halt auch recht schön, meine Herren Messiors. Bal i jacht amal oan von ent derwisch, werd i mi revan-schüren.“

Mit frischen Kräften machte er sich wieder auf den Weg, das Faßl schien ihm gar nicht mehr schwer zu sein. Glücklicherweise erreichte er seine Kompanie.

Hi Jeger!! Das gab ein Geschrei und ein Getue, als die Kameraden den Sepp mit einem ganzen Faßl Bier ankommen sahen. Alles drängte sich heran, und jeder wollte ihm die schwere Last abnehmen.

„Nig da,“ wehrte er sie ab, „i muß glei zum Herrn Oberleutnant.“

Der Oberleutnant Fischer sah erstaunt auf, als der Sepp in sein unterirdisches Gemach trat und behutsam wie einen kostbaren Schatz das Faßl auf die Erde stellte.

„Jesses Marand,“ rief er, „der Sepp ist's und a Faßl Bier hat er aa mitg'bracht!“

„Herr Oberleutnant,“ sagte Sepp auf die beiden verstopften Köcher zeigend, „bitt' schön, tun's nôt bös san,

i kann nig dafür. Dö Franzosen haben dem Faßl a floanen Uferlaß geben.“

Der Oberleutnant klopfte ihm auf die Schulter, am liebsten hätte er ihn umarmt.

„Brav bist, Sepp, brav. Dös vergeß' i di nie.“

„Und der Griesinger-Wirt läßt aa schön gruaf'n und den Herrn Oberleutnant bitten, dös floane Faßl von ihm anz'nehmen.“

Die Offiziere labten sich an dem vorzüglichlichen Bier, das trotz des schwierigen Transportes nichts von seiner Güte verloren hatte. Dann wurde der Rest der Mannschaft überlassen.

Der Griesinger Wirt erhielt ein Dankschreiben mit den Unterschriften der ganzen Kompanie.

Den Wurzel-Sepp nannte man von jetzt ab den Faßl-Sepp.

Beim nächsten Appell erwähnte Oberleutnant Fischer rühmend das kameradschaftliche Verhalten des Joseph Wurzelhuber. Mit einem scherzhaften Lächeln schloß er:

„Dieses ist äußerst lobenswert und zur Nachahmung empfohlen.“



Heitere Ecke.

Sie hatten sich eben verlobt. — „Welche Freude wird es für mich sein,“ sprach sie, „all deinen Kummer und deine Sorgen zu teilen.“ — „Aber, Schab!“ wehrte er ab, „ich habe keine.“ — „Kein,“ versetzte sie, „aber wenn wir verheiratet sind, wirst du welche haben.“

Erster Artift: „Was drückt dich, alter Junge?“ — Zweiter Artift: „Nachdem ich sechs Monate ohne Arbeit gewesen bin, bekomme ich eben für meine dressierten Gänse ein Engagement.“ — Erster Artift: „Nun, was hat es dann für Not?“ — Zweiter Artift: „Ich hab' — ich hab' sie verweist.“

Mutter: „Nun weine nur nicht. Mutter wird einen Kuh auf die Stelle drücken, und dann wirst du wieder gesund sein.“ — Klein Willi (sich den Bauch haltend): „Duhuhu! Das kannst du nicht. Es ist innen!“

Als Thema für den dieswöchentlichen Klassenaußab hatte der Lehrer seinen Schülern die Frage gestellt, was sie tun würden, wenn sie eine Million Mark besäßen. Alle Köpfe außer einem neigten sich sofort über die Deste und die Federn begannen geschäftig zu krabben. Die eine Ausnahme war der Kleine Willi. Er sah rubig da und tat nichts, drehte die Daumen umeinander und beobachtete die Fligen an der Decke. Am Ende der Zeit sammelte der Lehrer die Deste ein, und Willi überreichte sein leeres. „Was heißt denn das, Willi?“ fragte der Lehrer. „Ist das dein Aufsatz? Die anderen haben ieder wenigstens zwei Seiten geschrieben und du hast nichts getan!“ — „Ei,“ versetzte Willi, „das ist das, was ich tun würde, wenn ich Millionär wäre!“

Der Bruder Studio erwies sich als ziemlich kostspielig für den Vater, sodas sich dieser entschloß, einmal mit Karl, als er in den Ferien zu Hause weilte, ein Wort im Vertrauen zu reden. „Nun, Karl,“ begann er ernst, aber freundlich, „deine Mutter und ich verbrauchen für uns so wenig, wie wir nur irgend können. Ich stehe jeden Morgen um halb sieben auf und arbeite bis nach fünf. Aber, Sohn, das Geld langt nicht bei dem Tempo, wie die Kosten für dich auflaufen. Was meinst du, sollte da lieber gesehen?“ — Einen Augenblick war Karl tief in Nachdenken verfunken, dann antwortete er: „Nun, Vater, ich sehe keinen anderen Ausweg, als daß du auch nachts arbeitest.“

Ihr Vater: „Die Sache ist die, daß ich meiner Tochter im gegenwärtigen Augenblick keine Mitgift geben kann!“ — Der Freier: „Das macht nichts, Ich werde sie inzwischen um ihrer selbst willen lieben.“

„Ja, ich habe eine Stelle als Köchin bei einer Dame bekommen.“ — „Mädchen, du hast ja keine Ahnung vom Kochen!“ — „Das ist auch nicht nötig. Sie ist 'ne junge Frau, und ich bin ihre erste Köchin.“

„Ob, besten Dank,“ sagte die ältere Dame, der ein Bäuerlein in der Straßenbahn seinen Platz überließ, „wie freundlich von Ihnen!“ — „Bitte, bitte,“ erwiderte der Badere treuherzig, „ein Mann soll eine Frau nie stehen lassen. Viele Männer stehen nur auf, wenn die Frau hübsch ist, aber sehen Sie, ich, ich mache keinen Unterschied.“